und zu einem stärkeren Ausbau ihrer Verteidigungsanlagen zu veranlassen.

Mitte Juli 1916, also in der heißesten Jahreszeit, die den Aufenthalt in der Sinaiwüste nicht nur für die deutschen und österreichisch-ungarischen, sondern auch für die türkischen Truppen zur Hölle machte, entschloß sich Oberst Frhr. v. Kreß, obgleich ein Teil der schweren Batterien, durch das Verkehrshindernis des Taurus und Amanus aufgehalten, noch nicht zur Stelle war, zum Vormarsch Richtung Kanal. Auf den Entschluß des Führers wirkte nicht zuletzt die verzweifelte Verpflegungslage ein; die Magazine waren leer, der rückwärtige Nachschub des türkischen Verwaltungsdienstes versagte einmal wieder vollkommen. Die Begleiterscheinungen blieben nicht aus, Typhus und Cholera faßten im Expeditionskorps Fuß, Desertionen der türkischen und arabischen Soldaten häuften sich.

Am 2. August stieß das Expeditionskorps 40 km östlich des Kanals auf den Feind, der in überlegener Stärke, wohlverpflegt und ausgeruht den Angriff im befestigten Lager von Romani erwartete. Der Ausgang der Schlacht konnte nicht zweifelhaft sein. Arabische Bataillone versagten, die ermüdete türkische Infanterie wurde von einer feindlichen Kavallerie-Division umfaßt, nur mit Mühe und unter dem Schutz der Dunkelheit gelang es, in die Ausgangsstellungen zurückzukehren.

Unsagbar waren die Leiden und Strapazen, die hier inmitten des Grauens der Wüste, umschwärmt vom nachdrängenden Feinde, fern vom Vaterland deutsche und österreichisch-ungarische Männer Schulter an Schulter mit dem still und klaglos dahinsinkenden anatolischen Soldaten erduldeten.

Der Ausgang des mißlungenen Kanal-Unternehmens stellt den Wendepunkt dar in den Kämpfen auf der Sinai-Halbinsel. War bisher die Türkei der Angreifer gewesen, so tritt sie diese Rolle nun an England ab.

Mit zielbewußter Energie gingen die Engländer weiter vor. Dauernd trafen Verstärkungen an der Front ein, die in dem Raum El Arisch—Chan Junis—Tell Nisah versammelt wurden. Auch die türkische Seite wurde im Laufe der nächsten Monate durch frische Truppen gestützt, zum Teil befanden sie sich aber Mitte März 1917 noch im Anmarsch.

Am 26. März setzte schlagartig unter Beteiligung englischer Kriegsschiffe von See aus der Infanterie-Angriff auf Gaza ein. Unter Benutzung starker Kavallerie und Panzerkraftwagen, die zwischen Gaza und Tell Scheria durchstießen, erfolgte ein von allen Seiten die Stadt umfassender Angriff. Nur den rasch entschlossenen Maßnahmen des Obersten Frhr. v. Kreß, dessen Hauptquartier in Birseba sich befand, war es zuzuschreiben, daß mit größter Eile Teile der 3. und 16. Division von Norden eingreifend, den Feind in Flanke und Rücken faßten und den anfänglichen Sieg der Engländer in eine blutige Niederlage verwandelten.

Die erste Schlacht von Gaza war für die Türken gewonnen.

Am 18. April erneuten die Engländer ihren Angriff; es kam zur zweiten Schlacht bei Gaza. Auch sie endigte am Abend des Schlachtages mit einer sehr blutigen englischen Niederlage, die Engländer verloren an 10 000 Mann. Bezeichnend für die Gründlichkeit der englischen Vorbereitungen und die Solidität ihrer Anmarschstraßen war das Eingreifen von großen Tanks in den Gang der Schlacht.

Mit der zweiten Gaza-Schlacht fanden bis auf weiteres die Kämpfe an der Sinaifront ihren Abschluß. Wie auf anderen Kriegsschauplätzen trat auch hier ein allmähliches Erstarren der beiderseitigen Fronten ein, der Stellungskrieg begann.

Liebe, Ehe und Heirat im Sprichwort

Von B. Heller.

Wer das Wesen der Liebe ergründen will, der mache es nicht wie jener geistdurchtränkte Philosoph, der in einem Anfall alles analysierenden Abstrahierungswahnsinns folgende „klare“, im übrigen wohl nur ihm verständliche Definition auf die liebende Menschheit losließ: „Die Liebe ist die Idealität der Realität eines Teils der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Kupidität zwischen Ich und Du denn Ich und Du ist Er.“ Sondern schöpfe aus dem nie versiegenden Quell der Stimmen des Volkes. Was das Volk fühlte und dachte, was er erlitt und was es erfreute, kurz sein inneres Leben ureigenster Art teilt es uns mit in den die Jahrhunderte überdauernden Sinnsprüchen und Sprichwörtern, drastischen Ausdrücken und Einfällen aller Art. Hier unzählige Sprichwörter behandeln die Freuden und Leiden jener gewaltigsten menschlichen Leidenschaft. Geschieht es auch oft in recht derber und allzu kranker Art, so müssen wir doch berücksichtigen, daß zumal das deutsche Volk von jeher geneigt war, frisch und frei auszusprechen „wo einen der Stiebel drückte“.

Die Haupteigenschaft der Liebe scheint ihre Blindheit zu sein. Daß sie das klare Denken verwirrt und oft auch alles Häßliche gern übersehen läßt, klingt uns immer wieder aus dem Munde des Volkes entgegen:

„Die Liebe sieht durch eine Brille, die Kupfer zu Gold und Triefträhnen zu Perlen macht.“

Oder: „Wer liebt, dem ist jeder Tintenklex eine Venus.“

„Wen man liebt, der braucht nicht zum Wasser zu gehn, er ist auch ungewaschen schön.“

Wie allmächtig die Liebe die Gemüter beeinflußt, beweisen am deutlichsten Sprichwörter wie:

„Die Liebe kann kein Strom ersäufen.“

Und: „Selbst der schlimmste Mensch liebt einmal, wie auch die Distel eine Blume hat.“

„Echte Liebe zündet Wasser an“ u. a. m.

Doch auch die Eigenliebe weiß sich neben aller Sympathie für den lieben Nächsten mitunter zu behaupten:

„Aus Liebe zum Talg beleckt die Katze den Leuchter, sagte der Schalk und küßte die Köchin.“

Das Wesen der Liebe wird uns offenbart: „Liebe ist eine Krankheit, die man haben will“, „doch“, sagt Bryon, „die Liebe gleicht den Masern, je älter die Leute, desto gefährlicher wird die Krankheit“.

Wie überhaupt die Liebe des Alters sich keiner besonderen Gunst im Munde des Volkes rühmen kann:

„Die Liebe ziemt der Jugend, im Alter wird sie Untugend.“

„„Liebe ist nicht ohn' Gefahr, wenn sie kommt ins graue Haar.“

Recht üble Erfahrungen scheinen viele Leute im Ehestande angesammelt zu haben, denn manch' trübes Wort klingt aus ehelichen Häfen an unser Ohr:

„Liebe macht blind, doch — die Ehe gibt das Gesicht wieder.“

Oder wie die Russen sagen:

„Liebe leiht Flügel, es sind aber wächserne, die an der Fackel der Ehe schmelzen.“

Oder: „Wenn die Liebe ebenso zunimmt, wie sie abnimmt, so fräßen sich die Eheleute vor Liebe.“

„Wenn den Liebenden zu wohl ist, dann heiraten sie sich.“

Recht sarkastisch weiß der Spanier die Ehe zu schildern: „Die Ehe ist ein Sack, in dem sich 29 Schlangen und 1 Aal befinden.“

Daß die Initiative der Heirat mehr auf seiten des schwächeren, bezw. schöneren Geschlechts zu suchen ist, verkünder uns das Volk in jenem wahren Wort:

„Wenn der Heiratsmarsch getrommelt wird, treten alle erwachsenen Mädchen unters Gewehr.“

Die verzweifeltste Schilderung von dem Ach und Wehe einer unglücklichen Ehe erlauschen wir von jenem Gatten, der in heftigem Seelenkampfe mit sich selbst zu Rate zieht:

„Hast du viele Kinder und wenig Brot im Hause, so hättest du kleine Freud', nimmst du eine, die keine Kinder hat, so hättest du gerne Kinder. Nimmst du eine Hübsche, so wirst du sehen, daß andere Leute darum neidisch sind. Nimmst du eine Häßliche, so wirst du zu deinem eigenen Leide erfahren, daß keiner sie mag. Nimmst du ein reiches Weib, so wird sie dir ewig vorhalten: Du Bettler. Nimmst du eine Arme, so ist es hart, wie du sie erziehst. Nimm ein Weib, wie es auch immer sei, du rust nicht gut daran.“

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 94: Suchbildrätsel.



Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 49 Sonntag, den 5. Dezember Jahrgang 1926

Mutterliebe

Mutterliebe, Mutterherz!
Wer kann schön're Worte nennen?
Welche Lieb' kann heißer brennen?

Sie gibt Trost in jedem Schmerz,
Allzeit Zuflucht ihren Kindern;
Jedes Leid weiß sie zu lindern.

Mutterrlieb' zieht himmelwärts:
Nichts auf Erden kann ihr gleichen,
Nichts kann ihren Wert erreichen.

Auf Schloß Tannensee

2

„Sie sind ja so zerstreut heute, Fräulein,“ sagte Frau Hartwig übellaunig, als sie beide am Abend beim Tee saßen. „Was ist das nur mit Ihnen? Da bringen Sie statt Teegläser Weingläser.“

Trude wurde rot und ärgerte sich nicht wenig über diese Gedankenlosigkeit. So etwas war ihr noch nie passiert.

Es wurde im Verlauf des Abends wenig gesprochen. Aber Frau Hartwig schaute ihre Stütze öfter mit keineswegs freundlichen Blicken von der Seite an, als wollte sie in dem dann jedesmal verlegen werdenden Gesicht eine Antwort auf die Frage lesen, die sie seit einigen Tagen lebhaft beschäftigt. Sie lautete: „Sollte es wirklich wahr sein, daß Paul in dieses Mädchen verliebt ist?“ Des Sohnes verändertes Wesen, gewisse Andeutungen, seine übertriebenen Aufmerksamkeiten gegen Gertrud, das alles mußte sie auf den Gedanken bringen. Und der beunruhigte sie nicht wenig. Hatte sie auch sonst nichts gegen die Stütze, mußte sie Trude auch selber „ein liebes Mädcheen“ nennen, so bedauerte sie jetzt doch sehr, sie ins Haus genommen zu haben. Paul sollte und mußte nach ihren Zukunftsplänen nun einmal eine Adelige heiraten. Und solcher kannte sie mindestens ein Dutzend in der Residenz. — Daß er über die Heiratspläne lachte, bekümmerte sie sehr.

— — —

Man hatte sich eine gute Nacht gewünscht, und die Schloßherrin betrat mißmutig ihr Schlafzimmer. Der Schlüssel steckte ja im Silberschrank. Das war leichtsinnig gewesen, ihn darin zu lassen. Um auf andere Gedanken zu kommen, öffnete sie die Türe und weitete ihre Blicke, wie so oft an den Schätzen, die dieser Schrank barg. — Aber wo ist das Armband? — Herr des Himmels es ist fort aus dem Sammetetui!“ ruft sie aus und ist einer Ohnmacht nahe. Heute mittag hat sie es noch in der Hand gehabt.

Wer kann es gestohlen haben? Außer ihr und der Stütze ist niemand seitdem im Hause gewesen. — Sollte Fräulein Gerlach? — Aber es ist ja gar nicht anders denkbar! — Als verfolgte sie ein Gespenst, stürmte Frau Hartwig die Treppe hinauf, klopfte an Gertruds Türe und begehrte Einlaß. Wie das erschreckte Mädchen sie so verstört, und einer Wahnsinnigen gleich, vor sich stehen sieht, da stößt es einen Schrei aus und weicht ängstlich ein paar Schritte zurück.

„Fräulein Gerlach, Sie haben kein reines Gewissen, das sehe ich Ihnen an,“ ruft die alte Dame jetzt aus. „Wollen Sie das leugnen?“

„Gnädige Frau — ich — ich verstehe Sie ganz und gar nicht,“ haucht Gertrud in größter Verlegenheit. Sollte Paul etwa gekommen sein und sich gegen die Mutter ihretwegen ausgesprochen haben? Sollte es dann einen Auftritt gegeben haben? — So etwas schoß ihr durch den Kopf.

„Auf dem Gesicht steht es Ihnen geschrieben! Pfui, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!“

„Aber gnädige Frau, so sprechen Sie doch! Um was handelt es sich?“ fragte Trude gefaßter.

„Mein Armband ist verschwunden, heute nachmittag verschwunden! Der Dieb hat gewiß nicht geahnt, daß ich den Schrank heute noch einmal öffnen würde. Sagen Sie mir, wer kann es gestohlen haben?“

Da weicht alles Blut aus Gertruds Antlitz, sie sinkt auf einen Stuhl nieder und vermag nicht ein Wort zu erwidern.

„Das hätte ich nicht geglaubt! Ich weiß, daß Ihr Vater ein Betrüger war, aber Sie hielt ich für ehrlich. Nun wird mir alles klar. Mit Männerherzen treiben Sie Ihr Spiel, wie können Sie da denn auch Ehrgefühl haben,“ keuchte die erregte Dame, nach Atem ringend, denn die große Aufregung beengte ihr die Brust.

O diese fürchtlichen Worte trafen Gertrud wie Dolchstiche ins Herz. Aber sie hat auch ihren Stolz und ein scharf ausgeprägtes Ehrgefühl. Mit funkelnden Augen spricht sie denn jetzt, den schönen Kopf in den Nacken werfend. „Gnädige Frau, das ist eine Beleidigung, die ich nicht auf mir sitzen lasse! Mein Vater hat seine Schuld, die er eines andern wegen auf sich geladen, schwer gebüßt. Sie haben kein Recht, ihn noch jetzt zu verurteilen. Daß ich mit Männerherzen spielen soll, ist eine Kränkung, wie mir bisher noch keine geboten wurde. Halten Sie mich für eine Diebin, so verklagen Sie mich, damit der Richter entscheidet, ob ich Ihr Armband gestohlen habe oder nicht. Gott weiß, daß ich es nicht getan habe.“

In etwas ruhigerem Ton fährt Frau Hartwig fort: „So geben Sie mir doch eine Erklärung! Wer könnte es denn genommen haben?“

„Die Meinung einer Person, der Sie jegliches Ehrgefühl absprechen, kann Ihnen gleichgültig sein. Ich verlasse das Schloß sofort.“

Und dabei blieb Gertrud, mochte Frau Hartwig auch mit bösen und guten Worten sie darin zu hindern suchen. „Wenn man mich für ehrlos, für eine Diebin hält, dann kann man mir nicht zumuten, auch nur eine Stunde länger zu bleiben.“

Das war ihr letztes Wort.

— — —

Der Hotelbesitzer Braunfisch, Gertrud Gerlachs Vormund, zu dem sie in ihrer Notlage geflüchtet war, stand im Städtchen nicht in gutem Ruf. Er galt für einen rohen, gewinnsüchtigen Menschen. Als solchen hatte ihn die arme Trude in den Jahren, wo sie der Not gehorchend in seinem Hause weilen mußte, zur Genüge kennen gelernt. Daß gerade dieser Mann zu ihrem Vormund bestimmt worden, war daher gekommen, daß Frau Gerlach, als sie vor zehn Jahren mit ihrem damals neunjährigen Töchterchen in seinem Hause schwer erkrankte, ihm in ihrem Testament eine Summe vermachte, für die er sich der kleinen Waise Erziehung und gute Behandlung angelegen sein lassen sollte. Sie kannte ja niemand außer ihm in der fremden Stadt und hielt ihn für einen Ehrenmann. Seine Schwester führte damals den Hausstand. Es war das eine sehr gebildete und gutherzige Frau, die sich Gertruds nach der Mutter Tod mit großer Liebe annahm und sie in vielen nützlichen Dingen unterrichtete. Leider starb sie gerade bei Trudes Entlassung aus der Schule. Da begann des Lebens bitterer Ernst für das junge Mädchen. Im Hause des Vormunds, der sie am liebsten als Kellnerin angestellt hätte, blieb sie nicht. So schlug sie sich denn ehrlich als Kindergärtnerin, Gesellschafterin, Erzieherin und Stütze durch. Des Vaters Schuld und des Vormunds schlechter Ruf aber folgten ihr als unheimliche Gespenster.

Und jetzt, was sollte jetzt aus ihr werden? Mit dem Zeugnis einer Diebin würde sie nirgends Aufnahme finden, das wußte sie. Hatte sie es anfänglich für durchaus notwendig gehalten, daß Frau Hartwig Anzeige erstattete, damit der wahre Dieb entdeckt würde, so mußte sie sich nach reiflicher Ueberlegung eingestehen, daß der Verdacht in der Tat ganz allein auf sie fallen mußte. Darum war es ihr lieb, daß die Schloßherrin ihr heute kühl und kurz schrieb:

„Anzeige zu erstatten, behalte ich mir vor, da ich Ihr ganzes Lebensglück nicht zerstören möchte. Sie haben Ihr Schicksal in der Hand. Frau Hartwig.“

Das sollte also soviel heißen, wenn Trude reumütig ihre Schuld zugestände und das Armband herausgäbe, dann würde man sie nicht ins Gefängnis stecken.

Im Städtchen wußten es alle und jeder, daß das „schöne Fräulein mit dem spröden Herzen,“ wie die jungen Herren sie

wohl nannten, wegen Diebstahls das Schloß Tannensee hatte verlassen müssen. Kein Wunder, daß man ihr keine Achtung mehr erwies, daß des Vormunds lüderliche Gäste sie mit plumper Vertraulichkeit behandelten. O, was litt das arme Mädchen in diesen schrecklichen Tagen! — „Lieber tot als solche Schande!" Das war ihre feste Ueberzeugung, und mehr und mehr reifte der Entschluß bei ihr, diesem Jammerdasein ein Ende zu bereiten. Ihre Religiosität allein hielt sie immer noch von der Ausführung dieses Plans ab. —

Auch heute, an einem kalten Februartag, saß Gertrud mit verweinten Augen in ihrem Stübchen und dachte nach über das Unrecht, das auf dieser Welt herrschte.

Hätte sie wenigstens den einen Menschen von ihrer Unschuld überzeugen können, den sie hochachtete, verehrte, heiß und innig liebte! Paul sollte und durfte es nicht glauben. Schon zehnmal hatte sie lange Briefe geschrieben, in denen sie ihre Unschuld beteuerte. Aber abgeschickt war keiner.

„Was nützen Worte, wo jeglicher Beweis fehlt?" mußte sie immer wieder denken, und dann zerriß sie den Brief.

Aus ihren Betrachtungen schreckte sie Herrn Braunfischs polternder Schritt jäh auf.

„Komm gefälligst nach unten," rief derselbe mit seiner immer belegten Stimme. „Faulenzen gibt es in meinem Hause nicht! — Ein besserer Herr ist da, der dich sprechen möchte. Kommt von Tannensee."

Da erglühte Trude. „Wenn es Paul wäre! Natürlich Paul wird es sein!" — Doch nein, der war es nicht. — Michalski stand vor ihr, begrüßte sie mit den üblichen Höflichkeitsphrasen und sprach dann: „Mein gnädiges Fräulein, lassen Sie mich offen sein. Mich trieb lediglich die Sehnsucht nach Ihnen hieher. Seit Sie nicht mehr bei uns wohnen, da ist es mir in Tannensee so schrecklich langweilig geworden, daß ich beschlossen habe, meine Inspektorstelle aufzugeben und mir zum Sommer ein kleines Gütlein zu kaufen. Ich kann an Ihre Schuld nicht glauben, teuerstes Fräulein Gertrud. Sind auch alle davon überzeugt, ich bin es nicht. Das wollte ich Ihnen wenigstens sagen." — Er machte eine Pause, und seine unheimlichen Augen starrten Trude an, als wollten sie tief in ihrer Seele lesen, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht, ob er ihr auch jetzt noch gleichgültig. —

Sie empfand gegen ihn auch jetzt Widerwillen, aber es war nur zu natürlich, daß derselbe von anderen Empfindungen schnell verdrängt wurde. — „Ich danke Ihnen," hauchte sie leise, die ihr gebotene Hand sanft drückend. „Das tut wohl, doch wenigstens aus einem Mund ein freundliches Wort zu hören, wenigstens von einem Menschen nicht verurteilt zu werden. — Man hat also das Armband noch immer nicht gefunden und keine Spur von dem Dieb entdeckt? Glaubt denn der Herr Doktor auch, daß ich es gestohlen habe?"

Da blitzte es grell auf in des Inspektors Augen.

„Nun, der denkt über die Sache wohl nicht nach. Er ist ja, unter uns gesagt, sterblich verliebt und wird, wie man sich erzählt, demnächst heiraten. Eine Komtesse von Falkenhorst, eine ebenso reiche wie schöne junge Dame, ist seine Auserwählte. Sie sollen übrigens schon seit Jahr und Tag heimlich verlobt gewesen sein. Der alte Herr, ein bei Hof sehr angesehener Staatsbeamter, hat bisher nur von der Partie nichts wissen wollen. Aber nun ist es soweit. Frau Hartwig ist nicht minder selig als ihr Sohn." —

„Möge er glücklich werden, wie er es verdient," kam es leise über ihre blassen Lippen.

Mit größter Liebenswürdigkeit bediente Herr Braunfisch diesen Gast, der ihm sehr gut gefiel. Er nötigte ihn in das beste Zimmer und hatte nichts dagegen, daß Trude ihm Gesellschaft leistete.

Erst spät am Abend reiste Michalski mit dem Versprechen ab, sehr bald wiederzukommen. Er hielt Wort. Schon nach acht Tagen hielt er abermals Einkehr im Hotel Braunfisch. —

„Heute wird es mir gelingen! Heute ist es Zeit, den entscheidenden Streich zu führen!" sagte er sich voll Siegeszuversicht.

Nach kurzer Einleitung machte er Gertrud denn eine Liebeserklärung, wie sie eine ähnliche noch in keinem Roman gelesen. O, was schworen seine Lippen da alles, welch ein Leben wartete des vom Schicksal verfolgten armen Mädchens nach seinen Worten! — Ein reizendes Gut in wundervoller Gegend würde er kaufen, und da sollte sie wie eine Königin herrschen. Jeden Wunsch wollte er ihr erfüllen, ihr Sklave wollte er sein, und was das Versprechen mehr war. —

Wie war das lieblich anzuhören, wie verlockend klang das! Welcher Verschmachtende greift nicht mit beiden Händen nach einem Trunk Wasser, selbst wenn es nicht klar ist und ihm in unsauberem Gefäß gereicht wird? — Lieber an der Seite eines ungeliebten Mannes leben, als in Schande und Schmutz umkommen. So dachte sie. Aber offen und ehrlich sprach sie: „Herr Michalski, daß Sie mich glücklich zu machen glauben, davon bin ich überzeugt. Ihre Liebe muß ja groß und wahr sein, wenn ich Ihnen nicht zu schlecht bin, wo der Verdacht des Diebstahls an mir haftet. Aber ich muß Sie bitten, mir noch kurze Bedenkzeit zu gewähren. Ich bin Ihnen wohl dankbar, doch Liebe läßt sich nicht erzwingen. Vielleicht lerne ich Sie lieben, noch kann ich es nicht." —

Wie gern hätte der falsche Mann mit gierigen Händen schon jetzt diese stolze Schönheit an sein Herz gedrückt. Aber es lag in ihren Augen so etwas Gebieterisches, daß er nicht wagte, seine Arme nach ihr auszustrecken. Sie war ihm ja auch sicher. Wenn er wiederkäme, dann würde sie sich ihm von selber an den Hals werfen. —

Mochte sich Gertrud nachher, wie sie einsam in ihrem Stübchen saß, auch noch so sehr bemühen, mit heiterem Blick in die Zukunft zu schauen, es gelang ihr nicht. Eine Last hatte sich auf ihr Herz gewälzt, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Sie fürchtete den Mann, dessen Gattin sie werden sollte, sie würde ihn niemals lieben können. Aber das war es nicht allein, was sie so bedrückte. Der Gedanke an Paul marterte sie nicht minder. Sie müßte sich ja, wenn Michalski die Wahrheit gesagt, ganz und gar in diesem Mann getäuscht haben. — Ach, hätte sie ahnen können, wie so ganz anders alles war, als es schien!

Als der Doktor am Tage nach dem Vorfall — dem Verschwinden des Armbandes — aus der Residenz zurückkehrte, da stand seine Mutter reisefertig vor der Türe und wartete auf den Kutscher. Sie wollte zur Stadt fahren, um Anzeige zu erstatten. Wie Paul dann hörte, was geschehen war, da rief er aus: „Mutter, was hast du getan! Mutter, diese Ungerechtigkeit! Gertrud ist ganz gewiß nicht die Diebin! Die kann es nicht sein!"

So aufgeregt hatte Frau Hartwig ihren sonst so sanftmütigen Sohn noch nie gesehen. Es gab zwischen ihnen eine sehr erregte Szene. Paul erreichte aber so viel, daß seine Mutter nicht nach der Stadt fuhr und ruhig mit ihm beriet, wie man, ohne viel Staub aufzuwirbeln, den wahren Täter ermitteln könnte. Mit solcher Beredsamkeit trat er für die Stütze ein, daß die alte Dame mehr und mehr seiner Ansicht wurde. —

Der Inspektor mußte natürlich in alles eingeweiht werden. Er tat furchtbar überrascht, nahm aus kluger Taktik anfänglich ebenfalls Gertruds Partei, ließ dann aber durchblicken, daß er von irgend jemand, der es wissen mußte, von ähnlichen Diebstählen gehört, die in Häusern vorgekommen, in denen Fräulein Gerlach auch geerade als Stütze fungiert hatte. Aber das könnte ja Zufall sein, fügte er hinzu und schien sich dann sehr den Kopf zu zerbrechen.

Ach, hätte die Unschuldige doch nur irgend einem scharfsinnigen Menschen erzählt, daß sie an jenem Nachmittag im Nebel eine männliche Gestalt, die sie für die des Inspektors hielt, in großer Eile auf das Schloß stürmen sah! Aber das war ihrem Gedächtnis vollkommen entfallen. — Michalski und niemand anders hatte den Diebstahl verübt, damit alles so kommen sollte, wie es jetzt stand.

Mit großer Betrübnis erfuhr Paul Hartwig, der sich noch immer dem süßen Traum hingab, der wahre Dieb würde entdeckt werden und Gertrud würde dann wieder kommen, daß diese ein jammervolles Leben bei ihrem Vormund führte. Wie gerne hätte er ihr geholfen! Wie er sie liebte, das wurde ihm erst jetzt, wo sie nicht mehr in seiner Nähe weilte, so recht klar.

Frau Hartwigs scharfe Augen sahen das recht wohl. Gerade darum schmiedete sie eifriger denn je Heiratspläne. Die Komtesse von Falkenhorst, von der Michalski Gertrud erzählte, sollte mit Gewalt ihres Einzigen Gatten werden. Und die war auch nicht abgeneigt. Aber Paul blieb dabei, daß er bei der Wahl seiner Frau einzig und allein dem Zuge seines Herzens folgen würde. Die Komtesse könnte er nun einmal nicht lieben und er hielt es für ein bitteres Unrecht, ihr Liebe zu heucheln.

Was also der Inspektor Trude mitgeteilt, war nichts als ein wohlberechnetes Lügengewebe gewesen.

3.

Es war Frühling geworden, und Gras und Halm, Baum und Busch, die ganze Erde predigten dem verzagten Menschenherzen neue Hoffnung.

An einem linden Maientag, als auf Tannensee alles im Lenzeszauber prangte, kehrte Paul in Begleitung seines besten Freundes und Trösters, eines alten Gelehrten, namens Stubenrauch, nach langer Abwesenheit in das Schloß zurück.

Der Magister Stubenrauch schwärmte wie er für Altertümer und Raritäten, deswegen war er mit nach Tannensee gekommen, um seines jungen Freundes reichhaltige Sammlungen zu bewundern. Es befanden sich darunter nicht nur allerlei Altertumsfunde aus Hünengräbern und aus dem Tannenseer Moor, sondern auch Waffen und Gerätschaften des alten Raubrittergeschlechts, das hier gehaust, in reichlicher Anzahl. „O, hätte ich nur mehr Platz," rief Paul mit Stolz aus, „dann könnten Sie noch manches andere Stück bewundern. Aber folgen Sie mir nur auf die Bodenräume und Rumpelkammern. Auch der Silberschrank meiner Mutter, an den sich so wehmütige Erinnerungen für mich knüpfen, ist sehenswert. Er stammt aus dem dreißigjährigen Krieg."

Frau Hartwig schüttelte den Kopf und das Gesinde ebenfalls. Aber das verdroß die beiden Gelehrten in ihrem Eifer nicht. Alles wurde wieder einmal durchstöbert. Sogar in Michalskis Wohnung drangen sie ein, da ein uralter Lehnsessel und eine wertvolle Truhe mit der Jahreszahl 1630 darinnen standen. „Schade, daß der Inspektor gerade auf dem Felsen ist," sagte Paul, „sonst sollte er die Truhe einmal öffnen. Sie ist innen vollkommen mit Eisen beschlagen, hat einen doppelten Boden und diente damals als sicherer Aufbewahrungsort von Geld und Wertsachen. Uebrigens hängt ja dort der Schlüssel am Brett. Sehen Sie nur dieses Ungetüm! Der wiegt fast ein Pfund. Ich werde einmal aufschließen. Ich glaube, es liegen nur ein paar Wirtschaftsbücher drinnen. Michalski wird uns nicht böse sein ob unseres Einbruchs." — Knarrend öffnete sich das verrostete Schloß.

Es lagen wirklich nur Bücher und einige Papiere in der Truhe. Nicht ohne Mühe hebt Paul den eisernen Boden, nachdem er auf einen an demselben befindlichen Knopf gedrückt, der mit einer Feder in Verbindung steht.

Aber was sehen seine Augen jetzt? — Er taumelt zurück und stößt einen Schrei aus. Da liegt ja das verschwundene Armband! —

Der Magister hat sich schneller gefaßt, umarmt seinen Freund mit Tränen in den Augen: „Sie hatten recht, Ihre Gertrud ist nicht die Diebin! Nun machen Sie gut an dem armen Fräulein, was Ihre Mutter verschuldet hatte! Michalski ist der Spitzbube. Ich habe den Kerl auf den ersten Blick für einen Schurken gehalten."

Paul steht noch immer wie versteinert und kann das Wunder nicht fassen. Aber in seinem Herzen jubelt es wie Engelsgesang: „Sie ist unschuldig! Du darfst sie glücklich machen, du darfst glücklich mit ihr werden!" —

„Mutting, da gibt es nur ein Mittel, dein Unrecht gut zu machen," sagte er nun zu der alten Dame, der Stubenrauch die seltsame Entdeckung soeben mitgeteilt und auf deren erregtem Gesicht nur zu deutlich Bedauern, Ratlosigkeit und Wut zu lesen waren.

„Gut machen läßt sich das niemals," keuchte sie. „Aber den Lumpen von Michalski, hätte ich den nur erst hier."

„Gnädige Frau," mischte sich der Magister darin, „es dürfte angebracht sein, der Polizei sofort Anzeige zu erstatten, damit dieser saubere Patron uns nicht etwa entwischt."

Das geschah denn auch auf der Stelle.

Der Inspektor kehrte gegen Mittag seelenvergnügt vom Feld heim. Uebermorgen wollte er Gertrud wieder besuchen, und dann hoffte er, würde sie ihn nicht mehr spröde empfangen, sondern ihm glückstrahlend als seine Braut um den Hals fallen.

Als er das Hoftor eben passiert hatte, tritt ihm ein Gendarm entgegen und verhaftet ihn.

Vor dem Untersuchungsrichter legt Michalski, da jegliches Leugnen aussichtslos, ein offenes Geständnis ab. Was ihm bevorstand, das wußte er.

— — —

Bangen Herzens sah Gertrud dem kommenden Sonntag entgegen. Ach, wären die Tage, die Stunden doch nicht so schnell dahingeflogen! Ihre Angst wurde immer größer, ihre Furcht vor dem Mann, der sie befreien wollte, ließ sich nicht überwinden.

Eben ist Herr Braunfisch im Begriff, das „Fräulein Hochmut", wie er sie nennt, wieder einmal ganz gehörig auszuzanken, weil sie sich gesträubt, ein paar zudringliche, angetrunkene Gäste zu bedienen. Da tritt Frau Hartwigs imposante Gestalt in die Gaststube und der Doktor folgt ihr. Ohne den wütenden Wirt zu beachten, stürzt sie auf Gertrud zu, umarmt sie und ruft aus: „Mein liebes Kind, verzeihen Sie mir! Der Dieb ist entdeckt. Michalski hat das Armband gestohlen. Er steht vor Gottes Richterstuhl. Sie folgen uns nach Tannensee. Ich will Ihnen eine Mutter werden, mein liebes Töchterchen." Aus diesen in größter Erregung und Hast gesprochenen Worten wäre Trude gewiß sobald nicht klug geworden. Aber nun ergriff Paul ihre Hand und erzählte ihr alles ausführlich. Frau Hartwig mußte erst frische Luft schöpfen. Deswegen ließ sie sich von Braunfisch, der auf einmal wie umgewandelt war, in den Garten führen. So saßen denn Paul und Gertrud allein in der Stube.

„Sie wollen sich demnächst verloben?" fragte Trude ganz verwirrt. Da lachte er ihr ins Gesicht, drückte ihre Hand an sein Herz und antwortete: „Ja, mein süßes Lieb, ich will mich heute noch verloben, mit dir."

„Herr Doktor — die Komtesse von Falkenhorst! — Ich denke — Michalski erzählte mir doch," stotterte sie. Aber lachend zog er sie in seine Arme und sagte: „Michalski war ein Dieb und ein Lügner. Das einzige Mädchen, das ich liebe und zu lieben vermag, bist du, mein Trudchen, und du wirst mein ganzes Herz ewig besitzen. Wäre die Geschichte mit dem Halsband nicht passiert, so würde Mutting ihren Segen wohl nicht so ohne Protest zu unserem Bund gegeben haben. Aber jetzt tut sie es. Welch ein großes Glück in dem Unglück, das uns traf!" —

Und die gestrenge Schloßherrin gab ihren Segen von Herzen. Sie hat das nie bereut, denn das Glück ihrer Kinder warf goldenen Sonnenschein über das alte graue Schloß, über ihr Dasein. Das Armband aber wurde ein teures Familiengut und wird es bleiben bei Kindern und Kindeskindern.

„Jildirim"*

(d. h. „Der Blitz" gleich Deckname für eine deutsch-türkische Heeresgruppe)

Deutsche Streiter auf heiligem Boden.

Die Türkei war in den Weltkrieg eingetreten und hatte sich an die Seite ihres deutschen Verbündeten gestellt. Eine Unternehmung gegen den Suezkanal und gegen Aegypten, das heißt dorthin, wo die britische Weltherrschaft sterblich schien, zu richten, lag nahe.

Der Suezkanal ist in der Tat die Lebensader am Körper des britischen Imperiums, er ist die unmittelbare und fürzeste Verbindung zwischen dem Mutterland und seinen reichsten Kolonien. Wenn es der Türkei gelang, den Schiffsverkehr im Kanal, auch nur für längere Zeit, zu unterbinden, mußte dies die weittragendsten Folgen für die beiden feindlichen Hauptmächte auf dem westlichen Kriegsschauplatz, England und Frankreich, haben. Auch die deutsche Heeresleitung konnte sich diesem Gedankengang nicht verschließen und begünstigte demzufolge alle darauf hinzielenden Unternehmungen.

Die deutsche Heeresleitung hatte sich dementsprechend entschlossen, dem Ersuchen der Türkei Folge zu geben und stellte ein Expeditionskorps — Kennwort Pascha — zu diesem Zweck zur Verfügung. Anfang März 1916 trafen die Truppen in Süd-Palästina ein. Sie sollten, auf das Gesamt-Expeditionskorps verteilt, dessen Hauptstützen werden; neben einer geschlossenen Fliegerabteilung berücksichtigte die Zusammensetzung besonders Stämme und Material für acht Maschinengewehr-Kompagnien, außerdem mehrere schwere Batterien und Minenwerfer, Flakzüge und zwei Feldlazarette. Oesterreich hatte sich durch Gestellung von zwei Gebirgsbatterien beteiligt. Die Gesamtstärke des Expeditionskorps betrug rund 16 000 Mann.

Jede derartige Expedition, wie sie „Jildirim" darstellt, ist, wie Lord Wolseley sich einmal ausgedrückt hat, ein „doctors and engeneers war" d. h. ein Krieg, dessen Erfolg von der tadellosen sanitären und technischen Vorbereitung abhängig ist. Die Engländer verdanken ihre großen kolonialen Erfolge nicht zuletzt der sorgfältigen Beachtung dieses Grundsatzes. Die Marschordnung muß auf Kriegsschauplätzen in heißen Ländern umgekehrt sein, d. h. zuerst der Ingenieur zur Fertigstellung des Weges, der Unterkunft und Wasserversorgung, sodann die Formationen des Trains und Sanitätsdienstes und zuletzt die fechtende Truppe.

General Allenby, der an der Palästina-Front kommandierende Oberbefehlshaber, ging ganz systematisch vor, d. h. er ließ es sich angelegen sein, die Wüstenbahn von der Operationsbasis Aegypten her leistungsfähig zu machen, eine Wasserleitung zu bauen und Verpflegungsmagazine anzulegen. Den deutschen Vorbereitungen war also der Weg klar vorgezeichnet.

Ein größeres Teilunternehmen im April 1916 brachte dank der ausgezeichneten Anlage und Durchführung einen vollen Erfolg. Ein ganzes englisches Kavallerie-Regiment wurde bei El-Katja gefangengenommen. Anderseits trug aber dieser Sieg in verstärktem Maße dazu bei, die Engländer erneut auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen

* Aus dem 4. Bande von Schlachten des Weltkrieges. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.